Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

40. Jahrgang.

1907 Berlin-Bremen, den 1. Mai. Nr. 18

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Herrschen und Dienen. Von R. Deppe. — Mörike, der Dichter und der Pfarrer. Von Kiefer. — Zum Frauenstudium. Von W. Schubring. — Die Kirche, von einem sozialistischen Standpunkt betrachtet. Von Olaf Kringen. (Schluß.) — Bemerkungen zu Kreyenbühls Aufsätzen über Hebbels Unsterblichkeitsglauben. Von P. Mehlhorn. — Die Mutter der Heilsarmee. Von R. K. Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Herrschen und Dienen.

Matth. 20, 20—28.

Eine Mutter bittet für ihre Kinder! Wir wollen dieses ergreifende, schöne Bild nicht herabsetzen, indem wir sagen: Die Mutter will zu hoch hinaus mit ihren Söhnen, sie ist zu ehrgeizig, sie verlangt zu viel vom Herrn. Was war es denn, was in Jesu Tagen die Massen des jüdischen Volkes heiß ersehnten? Nichts anderes, als nun endlich frei zu werden von der Fremdherrschaft der heidnischen Römer, als frei zu werden von der Herrschaft der geistlichen und weltlichen Machthaber im Volke; das wünschten Tausende, es möchte nun bald, bald die Zeit kommen, in der die Massen des Volkes selbst herrschten. Zu herrschen, das war ein Herzenswunsch israelitischer Frömmigkeit! Ja, Jesus, der Handwerkerssohn, hat selbst noch gelebt in diesen Hoffnungen seines Volkes. Er soll seinen Erwählten verheißen haben, daß sie mit ihm herrschen werden im Reiche der Zukunft!

Allein, je mehr in Jesu Brust der Gott ewiger Liebe lebendig wird, um so mehr wird er frei von diesen jüdischen Hoffnungen, und eine neue Gedankenwelt wird geboren in seinem Herzen voll Gottes- und Menschenliebe. Die dienende Liebe, das ist das Größte im Menschenleben, so verkündet der Gottgesandte den Seinen! Zu dienen, das ist die Hauptaufgabe eines jeden unter uns, der da sein will ein Jünger dessen, der sein ganzes heiliges Leben aufgeopfert hat im treuen Dienst gegen die Brüder. Zu dienen, das ist die Aufgabe einer christlichen Regierung, und gewiß, wenn Fürsten und Staatsmänner ihre Aufgabe auffassen als ein Dienen der Gesamtheit, dann wird das Volk in allen seinen Gliedern und Ständen ihnen mit Vertrauen entgegenkommen zum Wohle des Vaterlandes. Zu dienen, das ist die Pflicht protestantischer Prediger, die nicht gesetzt sind zu Herrschern und Richtern, sondern zu Dienern und Freunden und Ratgebern ihrer Gemeinde. Ich diene, das ist der Wahlspruch der christlichen Frau, der christlichen Mutter, wenn sie am Krankenbette eines der Ihrigen sitzt Tag und Nacht, und nicht müde wird, zu helfen und zu trösten. Zu dienen, Weib und Kinder zu versorgen, dieser christliche Gedanke treibt den Mann hinaus in den Kampf des Lebens. Zu dienen, das ist der schöne Beruf unserer Diakonissen! Dienen wollen wir allesamt, freundlich und zuvorkommend sein gegen all unsere Nachbarn und Bekannten. „Wir wollen sein", im trauten Kreise der Unsrigen, unserer ganzen Gemeinde, „ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr"!

Wir wollen allesamt bauen helfen in unserem Volke das Gottesreich der dienenden Liebe. R. Deppe.

Mörike, der Dichter und der Pfarrer.

Bei Mörike kommt man zunächst so wenig wie bei Frenssen auf den Gedanken, daß der Dichter solch inniger Werke ein Pastor gewesen sein könne. Im „Jörn Uhl" legen dem Uneingeweihten erst gegen Ende einige Stellen den Gedanken nahe, das wird wohl ein Geistlicher geschrieben haben. Andrerseits ist der Verfasser des „Hungerpastor" kein Pfarrer. Man wird ja vom Dichter nicht verlangen können, daß er, wenn er Geistlicher ist, auch in seinen Romanen predige und seine Feder auch hier in den Dienst des Christentums stelle. Doch man hat den Wunsch, daß er als Schriftsteller sein Amt nicht so gar verleugne. Sehen wir uns den „Maler Nolten" und „Mozarts Reise nach Prag" darauf hin an, ob man dem Dichter hie oder da den Pastor anmerkt.

Im ersten Teile von Mörikes umfangreichstem Werke ist mir in dieser Hinsicht nichts aufgefallen, aber bald im zweiten. Der Förster kann nicht schlafen. Darüber weiß er sich zu trösten. „Es denkt und lernt sich manches so von Mitternacht bis an den lieben hellen Tag . . . . ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre — sagt der Psalmist — ich denke des Nachts an mein Saitenspiel (das ist dem Weidmann seine Büchse), und rede mit meinem Herzen, mein Geist muß forschen." Hier hören wir wohl den Pfarrer Mörike aus seinem eignen Leben, wie er sich über Schlaflosigkeit hinwegzuhelfen wußte.

Von den drei Pfarrhäusern, in die wir blicken dürfen, werden nur allgemein menschliche Züge berichtet. Ja, die jüngere Pfarrerstochter von Neuburg läßt sich etwas Unfeines gegen Noltens Braut zuschulden kommen und macht sie darüber weinen.

Der Tod des befreundeten Barons hat die kleine Familie durchaus erschüttert. Der Vater gewann seinem

ersten Schmerzgefühl kaum so viel ab, als billig schien, um, wie es sonst in seiner frommen Art gewesen wäre, dankbar und laut eine Wohltat zu preisen, die ihm der Himmel in der Person des Bräutigams als reichlichen Ersatz für diesen Verlust geschenkt. Nolten war es, als stockte plötzlich sein eigenes Leben, als wäre im Gangwerk seines Schicksals ein Rad gebrochen. Die Braut hat — und das gehört zum fatalistisch-romantischen Untergrund der Erzählung — voller Angst „traurige Ahnungen, die sie sofort widerruft; sie nennt es sündhafte Schwäche, dergleichen bösen Zweifeln nachzugeben, die man durch aufrichtiges Gebet jederzeit am sichersten los werde". Mit der natürlichen Beredsamkeit eines frommen Gemüts empfahl sie ihrem Verlobten Vertrauen auf Gottes Macht und Liebe, von welcher sie nach solcher Anfechtung nur um so freudigeres Zeugnis in ihrem Innersten empfangen habe". Das ist die frömmste Stelle im Buche. Mörike hat gar treffend einem weiblichen Wesen solch innigen, kindlichen Glauben beigelegt. Und das war gewiß sein eigener. Welch poetischen Duft und dabei welche tief religiöse Herzensinnigkeit atmet der Satz: Der Ort, das Haus, das Tal, wo man erzogen wurde, dünkt uns von einem eigenen Engel behütet, der hier zurückbleibt, indem wir uns in die weite Welt zerstreuen. Von solcher warmen Religiosität zeugen auch manche Gedichte, z. B. das Morgengebet:

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Ebenso bringt das Gedicht: „In der Karwoche" die fromme Stimmung zum Ausdruck auch ohne spezifisch christlichen Inhalt schon durch die Verquickung mit Frühlingsempfindungen. In jeder Kirche gesungen werden könnte das lateinische Bußlied: Jesu benigne! A cuius igne opto flagrare et te amare. Mag auch Mörike diesen Choral von irgendwoher überkommen haben, so doch nicht das darauf folgende, echt christliche Lied:

Eine Liebe kenn ich, die ist treu,
War getreu, so lang' ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets versöhnlich sich mit mir verbunden.

Welcher einst mit himmlischem Geduldern
Bitter bittere Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und was ist's nun, daß ich traurig bin?
Daß ich angstvoll mich am Boden winde?
Frage? Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und: Was rettet mich von Tod und Sünde?

Das sind ganz kirchliche Töne, die Mörike hier anschlägt. Dazu kommt, daß der Dichter neben Agnes als Vertreter lebendigen Christenglaubens den 16jährigen blinden Sohn des Gärtners hinstellt. Von ihm wird gesagt: „Es geht anfänglich jedermann so, man glaubt ihn leidend, doch ist er es nicht, er hält sich für den glücklichsten Menschen. Wir lieben ihn alle." Während ihrer Geisteskrankheit hielt sich Agnes am liebsten an ihn; sie nannte ihn ihren frommen Knecht. Manches liebe Mal las sie aus dem Neuen Testamente vor. Er mußte sich häufig über die tiefe Wahrheit ihrer inneren religiösen Erfahrung verwundern. Gegen einige grelle, aus Mißverständnis der Bibelsprache entstandene Vorstellungen, die zwar von Hause aus Glaubensartikel bei ihr gewesen sein mochten, in reiferen Jahren aber glücklich verdrängt, jetzt wieder auf eine närrische Art erweitert, zum Vorschein kamen, hatte er vorzüglich zu kämpfen. Besonders kam er mit ihrer falschen Anwendung des Dämonenglaubens ins Gedränge, weil er diese Lehre, als in der Schrift gegründet, unmöglich verwerfen konnte. Hier redet der Theologe, und zwar der freier gerichtete; an der letzten Notiz erkennt man den Zeitgenossen und Landsmann des älteren Blumhardt und der Gottliebin Dittus mitsamt ihrer Geisterbeschwörung. Christlichen Charakter hat auch die Legende von Alexisbrunn.

Die zweitfrömmste Stelle findet sich nach dem Tode von Agnes. „Unglücklicher, geliebter Freund," suchte der Präsident den Maler zu trösten, „es ist mir vorlängst der Spruch irgendwo vorgekommen: Wir sollen selbst da noch hoffen, wo nichts mehr zu hoffen steht. Gewiß ist das ein herrliches Wort, wer's nur verstehen will; mir hat es einst in großer Not den wunderbarsten Trost in der Seele erweckt, einen leuchtenden Goldblick des Glaubens; und nur auf den Entschluß kommt es an, sich dieses Glaubens freudig zu bemächtigen. O, daß Sie dies vermöchten! Ein Mensch, den das Schicksal so ängstlich mit eisernen Händen umklammert, der muß am Ende doch sein Liebling sein, und diese grausame Gunst wird sich ihm eines Tages als die ewige Güte und Wahrheit enthüllen. Ich habe oft gefunden, daß die Geächteten des Himmels seine ersten Heiligen waren. Eine Feuertaufe ist über Sie ergangen, und ein höheres, ein gottbewußteres Leben wird sich von Stund' an in Ihnen entfalten." Nolten erwidert darauf: „O Leben! o Tod! Rätsel aus Rätseln! Wo wir den Sinn am sichersten zu treffen meinten, da liegt er so selten."

Eine schmerzliche Enttäuschung hatte Agnesens Tod dem blinden Henni gebracht. Er hatte insgeheim die schüchterne Hoffnung genährt — eine Hoffnung, deren er sich jetzt innig schämte — Gott könnte ihm vielleicht die Freude aufbehalten haben, die arme Seele mit der Kraft des evangelischen Wortes zu der Erkenntnis ihrer selbst, zum Lichte der Wahrheit zurückzuführen; sein ganzes Sinnen und Trachten, alle seine Gebete gingen zuletzt nur dahin, und wieviel schrecklicher, als er je fürchten konnte, ward nun sein frommes Vertrauen getäuscht! — Er hält ihre kalte Hand und lispelt heiße Segensworte darüber; er denkt der erziehenden Weisheit desjenigen nach, an welchen er von ganzer Seele glaubt, vor dessen durchdringendem Blick das Buch aller Zeiten aufgeschlagen liegt, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, in welchem wir leben, weben und sind. Er schrickt augenblicklich zusammen vor seligem Schrecken, indem er bedenkt, daß das, was vor ihm liegt, ein wertloses Scheinbild sei, daß der entflohene Geist, viel lieblicher gestaltet, vielleicht in dieser Stunde am hellen Strome des Paradieses kniee und, das irre Auge mit lauterer Klarheit auswaschend, unter befremdetem Lächeln sich glücklich wieder erkenne und finde." Hier spricht der Dichter und der Christ. Freilich, die kirchliche Gläubigkeit wird diese Zeugnisse eines tiefreligiösen Pfarrers nicht für voll ansehen, und um so weniger, als solchen Bekenntnissen Äußerungen des Zweifels entgegenstehen.

Nolten steht am Sarge seines Freundes, des Schauspielers Larkens. „Er blieb nicht länger davor stehn, als eben hinreichte, um jenes stumme, langgedehnte Lebewohl — sei es auf Wiedersehn, ach! oder auch auf ewig Nimmersehn — durch das Tiefinnerste der Seele ziehn zu lassen." Von kirchlichen Amtshandlungen oder von Kirchenbesuch ist nirgends die Rede. Die Leiche des Schauspielers wird, da er sich das Leben genommen, nur mit Glockengeläut und einem Fackelzug von Künstlern und Schauspielern zur Ruhestätte gebracht. Zu erwähnen ist noch Noltens Vater, der Pfarrer war, aber nicht als Zierde seines Standes gezeichnet ist. Er war von eigensinniger und hitziger Gemütsart, und das unbestreitbare Verdienst seiner ältesten Tochter bestand darin, daß sie ihn, den Witwer, mit einer ausgesucht klugen Behandlung zu nehmen verstand, indem bald der Gemeinde, bald der kirchlichen Behörde oder der geistlichen Nachbarschaft gegenüber

ein falscher, übereilter Schritt durch ihren Rat verhindert oder persönlich durch sie wieder gut zu machen war. Es lag etwas Streitsüchtiges in seinem Naturell, wie er denn selber öfters zu verstehen gab, er wäre mehr zum Advokaten als für die Kanzel geschaffen gewesen. Einmal heißt es, der Sohn glühte vor Scham und bitterem Unwillen über des Vaters schmachvolles Betragen.

Anfügen will ich hier, daß die zwei Prediger in der kleinen, aber spannenden Novelle „Lucie Gelmeroth" sehr sympathische Erscheinungen sind. Ein würdiger Dorfpfarrer, der in einem der freundlichsten Täler des Landes mit seiner liebenswürdigen Familie ein echtes Patriarchenleben führte, nahm die Heldin bei sich auf; sie und ihr zukünftiger Bräutigam durften dort im Kreise feingesinnter, natürlich heiterer Menschen mehrere Wochen verweilen. Wir sehen zu unserm Entzücken, mit welcher Liebe der Dichter sein Ideal, das Idyll eines ländlichen Pfarrhauses, mit wenig Strichen gezeichnet hat.

In seiner letzten und reifsten Novelle, die im katholischen Österreich spielt, hatte Mörike wenig Gelegenheit, religiös oder gar kirchlich zu reden; überdies lag da seine kirchliche Wirksamkeit, die nie intensiv gewesen, längst hinter ihm. Ich zitiere nur die eine Stelle, wo von Mozarts unüberwindlich eingewohnten Schwächen die Rede ist, die wir so gern, und nicht ganz ohne Grund, mit alle dem, was an M. der Gegenstand unserer Bewunderung ist, in eine Art notwendiger Verbindung bringen. Auf der nächsten Seite wird diese milde Beurteilung ausführlich begründet. Daß unsere Schwächen die Schatten unsrer Tugenden und Vorzüge sind, ist ein menschlich schöner und wertvoller, doch kein biblischer Gedanke. Man kann an große Männer nicht nur den streng christlichen Maßstab anlegen: das führt zu Einseitigkeiten und damit zu Ungerechtigkeiten. Nichts Menschliches war Mörike fremd. Eben darum und wegen seiner Innigkeit und Tiefe ist er auch als Dichter eine Zierde des geistlichen Standes gewesen, wenn man seinen Beruf auch nur selten bei der Lektüre errät. Kiefer.

Zum Frauenstudium.

Aus einem Briefwechsel.

Du hast mir meine Abneigung gegen das Frauenstudium so kräftig vorgehalten, daß ich mich meines „durch keine Sachkenntnis getrübten Vorurteils" zu schämen anfing. Du weißt, bei allen Zeiterscheinungen, die ich nicht durch persönlichen Augenschein oder eingehendes Studium kennen lernen kann, greife ich gern zum Roman. Ich hatte mir zu dem Zwecke nach einem Kataloge „Marie" von M. Siebert aus Gebr. Paetels Verlag bestellt; durch ein Mißverständnis erhielt ich zunächst einen ganz andersartigen Roman desselben Verlags mit ähnlichem Titel: „Fräulein Maria" von E. Wolff. Besser konnte der Zufall nicht spielen, um meine Stimmung in der Sache zu bestärken. Ich sende Dir beide Bücher, Du magst die Gegenstücke selbst lesen. Ich bin neugierig, ob Du bei und nach der Lektüre des Studentinnen-Romans nicht auch wie unter einem Drucke stehst und das Frauenstudium für eine Verirrung erklärst, die die Frau unglücklich macht. Unbefriedigt, vereinsamt, das ist Mariens schreckliches Los! Gewiß, ihr Schicksal ist, wie sich's in einem Kunstwerk gehört, auch individuell, durch ihre Kindheitsgeschichte, begründet; aber wie steht es denn mit den andern Studentinnen, die uns in dem Roman begegnen? Die eine verschroben in ihren pessimistischen Ideen über der Frauen verfehltes Schicksal, die andere ihr Studium versäumend über der Sehnsucht nach einem Manne, und die einzige, die einigermaßen eine erfreuliche Erscheinung ist, Clara, bleibt in der Charakterzeichnung unklar — ich weiß nicht, aber ich denke manchmal: die Verfasserin wollte eine sympathische Studentin schaffen, aber es gelang ihr nicht, weil es ein Widersinn ist.

Was hat das Studium aus Marie gemacht? Verwandte hat sie nicht, eine unglückliche Liebe hat ihr die Lust zur Liebe überhaupt genommen; am Schluß ihres Studiums, d. h. am Schluß des Romans, tröstet sie sich damit, daß ihr — die Wissenschaft geblieben ist. Und das ist ganz folgerichtig für eine Studentin, aber es ist doch ein Phantom! Sie sagt sich: „Wenn sie nicht erreiche, wonach sie griff, wenn's ihr nicht gelingen sollte, die Höhe zu erreichen, wo unter leichtem Schleier friedenbringend die Erkenntnis wohnt, was schadete es? Konnte sie das Leben nicht ertragen, sondern verdarb daran, nun gut, so war nichts an ihr; mochte es dann über sie hinweggehen, was kam auf sie an und ihr kleines Schicksal?" So über sich und seine Zukunft zu denken, ich bitte Dich, ist das weiblich, ist's überhaupt menschlich? Und doch, wie gesagt, es ist folgerichtig für eine Studentin! Die Frau studieren lassen, das heißt sie dazu verurteilen, sich einsam und unglücklich zu fühlen.

Und nun nimm dagegen das „Fräulein Maria, die Geschichte einer Armen im Geist". Auch sie steht ganz allein im Leben, aber als Fräulein, Stütze und schließlich als Ersatz der Hausfrau und Mutter genießt sie in ihrem stillen Winkel ein wahrhaftiges Glück. Die Frau braucht ja nicht gerade so arm im Geiste, so beschränkt zu sein wie Fräulein Maria, aber auch ohne große geistige Kräfte — von pädagogisch-philosophischen Studien ganz zu schweigen — treibt sie mit Erfolg erziehliche Arbeit, und weil ihre Tätigkeit sich auf Menschen und nicht auf Sachen bezieht, ist sie glücklich in ihrer Arbeit. Wie gesagt, sie ist reichlich simpel; aber das altmodische Fräulein Maria in ihrem altmodischen Beruf ist beneidenswert in ihrem stillen Glück, während die moderne Marie in ihrem Studium bedauernswert ist, und das liegt, wie gesagt, nicht so sehr an ihrem Charakter, als an ihrem Beruf. — — — — —

* * *

Deine beiden Marien-Romane habe ich gelesen, mit großer Anteilnahme. Aber die Folgerungen, die Du aus ihnen ziehst, kann ich nicht anerkennen. Laß mich beim Schlußsatz Deiner Ausführungen einsetzen: ihr Beruf soll schuld sein! Seit wann ist denn das Studententum ein Beruf? Es ist ein Durchgangsstadium zum Beruf. Gewiß hätte die Verfasserin gut getan, wenn sie, statt mit unklaren Zukunftsträumereien und Spekulationen zu schließen, uns Marie noch am Ziel, im Beruf gezeigt hätte. Aber Du hast in ihrem Zukunftsbilde doch einige Züge übersehen, die für die Beurteilung des Frauenstudiums entscheidend sind: Auch nach meiner Überzeugung hat alles Frauenstudium nur unter einer Bedingung Wert: die Frau muß dadurch tüchtiger werden für das ihr von Natur gegebene Arbeitsfeld pflegender, erziehender, unmittelbar auf den Menschen gerichteter Tätigkeit. Und warum sollte dann eine studierte Frau sich in solcher Arbeit nicht ebenso glücklich fühlen können wie eine andere?

Doch vielleicht ist dieser Satz ein übertriebener Widerspruch gegen Deine Behauptung. Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt? Das naive Glück des Naturmenschen schwindet notwendiger Weise für Mann und Frau, sobald sie anfangen zu denken. Du meinst, die Frau brauche ja nicht gerade so beschränkt zu sein wie Fräulein Maria; aber wenn diese auch nur eine Spur klüger wäre, so wäre es um ihr Glück im Winkel geschehen; was sie glücklich macht, sind zum großen Teile törichte, nur bei ihrer Beschränktheit mögliche Hoffnungen. Und so arm im Geiste, wie sie, sind von Natur nur wenig Frauen, und sie in solcher Beschränktheit zu erhalten, ist

heutzutage schon ein Kunststück — beinahe nur bei Klostererziehung möglich. Kurzum, es ist unmöglich, daß die Frauenwelt in der Nachfolge Marias ein stilles Glück wie selbstverständlich findet; es ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß jemand in solcher Stellung glücklich wird, aber man muß sich das Glück hier wie überall erarbeiten.

Überhaupt scheint es mir falsch, die Frage des persönlichen Glücksgefühls gar zu sehr in den Vordergrund zu schieben. Als ich Deinen Brief las, trat mir unwillkürlich eine Äußerung Naumanns aus der „Asia" ins Bewußtsein, Seite 84. Doch ich fürchte, Du hast die Asia nicht bei der Hand, sie ist ja leider, als wäre es Tagesliteratur zur Kaiserreise gewesen, beinahe vergessen. Also Naumann erzählt von den armen Leuten in Kairo, deren Zustände ganz anders seien als die Armut in deutschen Großstädten und in der sächsisch-thüringischen Hausindustrie, und er fragt sich, „ob sie glücklicher werden, wenn die Kultur die Zipfel ihrer schmutzigen Kleider anfaßt. Wohl kaum. Aber das Glück des einzelnen ist ja gar nicht der entscheidende Gesichtspunkt. Selbst auf die Gefahr hin, sie unglücklicher zu machen, muß der neu-ägyptische Staat diese Menschen kulturell heben". Das ist ganz unser Fall, das ist die Lage in der bürgerlichen Frauenfrage. Wir brauchen die Hebung der weiblichen Bildung um unseres Volksganzen willen. Ich las eben in den „Süddeutschen Monatsheften", die ich Dir von sozialem und ästhetischem Gesichtspunkte aus sehr empfehle, einen Bericht der Schwester Arendt über ihre Tätigkeit als Stuttgarter Polizeiassistentin. Ich denke mir, daß sie sich mindestens während der Vorbereitung auf ihre Arbeit und in der ersten Zeit ihres Amtes sehr unglücklich gefühlt haben muß. Ich weiß auch nicht, ob Fräulein Arendt an einer Universität studiert hat, aber es ist offenbar, daß eine Frau in dieser Stellung einer tiefgehenden Bildung psychologischer, national-ökonomischer und medizinischer Art bedarf. Übrigens, bei dem Worte Schwester fällt es mir ein: Meinst Du nicht auch, daß wir im Stande der Krankenpflegerinnen eine Hebung des Bildungsniveaus brauchen, nicht gerade durch akademisches Studium, sondern im Sinne des Diakonievereins? Und doch bringt die berufsmäßige Krankenpflege dem zartfühlenden, gebildeten Mädchen seelische Spannungen, zu deren Ausgleichung sie einer starken religiösen Kraft bedarf; ich meine, der Beruf wird Gebildete leichter unglücklich machen als ungebildete, aber wir kommen ohne gebildete Krankenpflegerinnen nicht aus. Also die Frage des persönlichen Glücksgefühls nicht in den Vordergrund schieben, auch nicht beim Frauenstudium!

Dabei habe ich aber noch ganz die prinzipielle Frage übergangen: Was ist das Glück? Aus Deinem Briefe würde kein Mensch merken, daß auch für Dich die Entfaltung der Persönlichkeit sehr wesentlich zum Glück gehört. Davon weiß aber Fräulein Maria nichts, und es ist gewiß nicht zufällig, daß sie katholisch ist. Einem Menschen, der nicht die Sehnsucht kennt, seine Persönlichkeit zu entwickeln und zu vertiefen, dem können wir Protestanten keinen wahren ethischen Wert zuerkennen und müssen seine Glücksempfindungen für untermenschlich halten; das gilt ebenso für die Frau wie für den Mann.

Aber den Eindruck habe ich bei der Lektüre von „Marie" empfangen und persönliche Beobachtungen scheinen ihn mir zu bestärken: Während der Jüngling mit einer gewissen Wonne auf der Universität sich auf sich selbst gestellt sieht, empfindet die Studentin vielfach mit Schmerzen die Vereinsamung. Ihre Seele leidet und sucht nach Befriedigung, nach einer Stütze, und immer wieder drängte sich mir die Frage auf: Warum greift Marie nicht nach Gott? Sie greift schließlich zur Wissenschaft; wenn sie davon Hilfe in den Lebensnöten erhofft, so ist das gewiß, wie Du sagst, ein Phantom, ein Götzendienst, der einmal in sich zusammenbrechen wird. Ihre Entwicklung ist mit dem Roman noch nicht zu Ende. Nun bedauve ich das keineswegs, ja ich bin froh, daß „Marie" nicht ein „christlicher" Roman geworden ist. Aber die Frage ist doch erlaubt: Warum sucht Marie nicht Trost und Halt für Herz und Gemüt in der Religion? Liegt es vielleicht an der Art, wie die Religion unter uns verkündigt wird, daran, daß man zeitgeschichtlich bedingte Äußerungen kulturell-sozialer Art (I. Tim. 2, 11/2, Eph. 5, 22, I. Kor. 11, 3, und 14, 34 usw.) als ewig gültige, christliche Normen festzuhalten sucht? Oder ist hier eine Seite der Wirklichkeit übergangen? Vielleicht herrscht doch gerade in den Kreisen der Studentinnen ein lebhaftes religiöses Fragen, während bei den Männern die Studentenjahre des religiösen Interesses meist recht bar sind.

Jedenfalls empfindet der Leser, daß wahre Religion geradezu auf die Bedürfnisse eines Mädchens wie jener Studentin zugeschnitten ist. Im Leben der Fräulein Maria aber tritt die Religion immer mehr zurück; die eifrige Katholikin wird immer toleranter, doch nicht aus vertiefter Religiosität, sondern aus zunehmender Gleichgültigkeit gegen die Religion. Beide Tatsachen nebeneinandergestellt sind mir ein neues Beispiel und neuer Beweis für die Behauptung, daß die Religion bei zunehmender Kultur nicht wertlos, sondern immer notwendiger, immer mehr Herzensbedürfnis wird, freilich die Religion, aber nicht das Dogma und nicht der Kultus. . . .

Dein

Wilhelm Schubring.

Die Kirche, von einem sozialistischen Standpunkt betrachtet.

(Eine Stimme aus Skandinavien.)
Vortrag von Olaf Kringen in Christiania.
(Gedruckt 1904 in Christiania.)

(Schluß.)

In der Philosophie hat man zweierlei Arten von Moral aufgestellt: die Ja-Moral und die Nein-Moral — die Herren- und die Knechts-Moral. — Nietzsche sah in der modernen Demokratie den knechtischen Geist der Nein-Moral, in der Aristokratie den der Ja-Moral. Er hatte zum Teil recht. Auch der Sozialdemokratie ist die protestierende Nein-Moral tief eingeprägt. Aber ich wage zu behaupten, daß der Kern der Sozialdemokratie die Ja-Moral ist. Sie ist Revolution und Napoleon zugleich. —

Die Sozialdemokratie hört allmählich auf, zu protestieren. Sie baut sich ihr eigenes Haus mit ihrer Organisation, macht die alte Gesellschaft überflüssig, setzt sich auf die Plätze der Herrschenden und schafft mit dem Herrscherrecht der Herren eine neue Moral und neue Werte, und indem die neue Gesellschaft heranwächst, keimt auch eine neue Kultur auf, bricht über ungeahnte Dinge der Tag an und öffnen sich für das Menschengeschlecht neue Möglichkeiten. —

Die Kirche ist, wie gesagt, die Organisation der Religionsübung auf Grund gewisser Dogmen und Grundsätze. Sie ist also eine Institution, welche nicht von staatlichen Verhältnissen bedingt wird oder von ihnen abhängt, sondern welche aus einem allgemein menschlichen Bedürfnis, dem Drang nach Religion, erwächst. Die Kirche ist außerdem die am meisten sozialistische Einrichtung, die es gibt. Arm und reich haben zu ihren Versammlungshäusern gleichen Zugang, und die Gnadenmittel, welche nach der Lehre der Kirche das Kostbarste sind, was die Menschheit auf Erden besitzt, sind allen Gliedern ohne Unterschied zugänglich. Taufe und Abendmahl sind gleich für Arme und Reiche. Das will sagen: die Kirche unterscheidet in der Verwaltung ihrer geistigen Güter nicht

zwischen reich und arm; alle sind vor Gott gleich. Das ist der reinste Sozialismus. So hell leuchtet er hervor, daß ihn die ersten Christen konsequenter Weise auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse übertrugen, wobei sie selbstverständlich scheiterten, da sie ja ebensowenig wie zu unserer Zeit über jene Verhältnisse Herren waren und auch nicht die Mittel besaßen, um sich zu Herren zu machen.

Jetzt entsteht die Frage, wie es mit der Geistesfreiheit in der Staatskirche bestellt ist; und dies wollen wir untersuchen. Ich habe oben behauptet, daß die Geistesfreiheit in der Staatskirche groß ist. Wir haben im Laufe der Zeiten Erscheinungen gehabt, wie die Ketzerverfolgungen in Süd-Frankreich, die spanische Inquisition, die Verurteilung Galileis und Brunos u. a. m. Diese Erscheinungen, die in den heiligen Schriften der Kirche keine Begründung finden, sind psychologisch schwer zu ergründen; aber das ist gewiß: sie gehören einem überwundenen Stadium in unserer Entwicklungsgeschichte an und waren zu ihrer Zeit nur ein kirchlicher Auswuchs. Wir wollen untersuchen, welche Stufe die Geistesfreiheit in unserer Staatskirche im 20. Jahrhundert erlangt hat. Wir werden dabei finden, daß in Hinsicht der Religionsübungen die Menschen leicht für Gleichmäßigkeit zu gewinnen sind; aber unter der äußeren Gleichmäßigkeit der Religionsübungen ist in einer Kirche, welche ihre Glieder nicht verfolgt, für private Anschauungen der größte Spielraum. Das ist es, was die Dogmenlast der Staatskirche so leicht zu tragen macht. Dahinzu kommt, daß sie entwicklungsfähig ist, daß sie den vielen Rücksichten frei gegenübersteht und Raum für den wirklich freien Geist läßt. Und die Volksvertreter haben zu jeder Zeit Gelegenheit, einen Einfluß auf sie auszuüben. Wir haben jetzt hier in Norwegen freisinnige Priester, welche das Recht der freien Forschung überhaupt und besonders die Notwendigkeit des Studiums in den religiösen Schriften aller Zeiten, auch in der Bibel, anerkennen; wir haben eine freisinnige theologische Fakultät und in der Kirche wird eine freie und fruchtbringende Diskussion geführt. Es zeigt sich, daß unter der Demokratie die Staatskirche wirklich ein Hort der Geistesfreiheit ist. Sobald die Demokratie an Boden gewinnt, tritt die Kirche auf diesen Boden und entwickelt sich selbst zugleich mit der Demokratie.

Die Freikirche.

Um ein klares Bild von der Freikirche im Gegensatz zur Staatskirche zu gewinnen, müssen wir nach einem Lande blicken, wo die Freikirche dem ganzen religiösen Leben ihr Gepräge gibt, wo sie ganz allein als kirchliche Organisation herrscht. Dieses Land ist Amerika.

Die biblischen Schriften, auf welche das Christentum gegründet ist, sind in einem langen, entwicklungsreichen Zeitraum entstanden; sie sind deshalb sehr verschieden und geben Raum für manche abweichende Meinungen sowie Anlaß für eine weitverzweigte Sektenbildung. Das Ergebnis davon ist, daß Amerika mehrere hundert christliche Sekten hat, von den strengsten Asketen bis zu den extremsten Verächtern der Autorität. Man pflegt das für ein Zeichen herrschender Geistesfreiheit aufzufassen. Man pflegt darauf hinzuweisen, wie Ibsen in „Stützen der Gesellschaft“ und Björnson in „Es braust“ Amerika als Muster der Geistesfreiheit und vorurteilslosen Sittenauffassung hinstellen. Keiner von ihnen kennt Amerika. Wir können die Frage stellen: Was wird aus allen unseren freiheitsbegierigen jungen Auswanderern, die Jahr um Jahr unser Land verlassen? Die lutherische Kirche hat diese schon in vier oder fünf kämpfende Gemeinden eingeteilt, deren Streitfragen die haarfeinsten theologischen Probleme sind, von denen die meisten im Grunde gar nichts verstehen. Der wütende Kampf, den unsere Landsleute auf kirchlichem Gebiete geführt haben, hat sie für alle andere geistige Beeinflussung abgestumpft, hat sie erbittert, engherzig und mißtrauisch gemacht. Die Zersplitterung hat sie zu unerfreulichen Prozessen um das Kircheneigentum, zu gewaltsamen Einbrüchen in die Kirchen, sogar zum Wiederausgraben der Leichen auf den Kirchhöfen geführt. Die Verhältnisse sind in den amerikanischen Kirchen ungefähr dieselben.

Es ist ein Zeichen der privaten Freikirche, daß sie unduldsam, tyrannisch und undemokratisch ist: unduldsam, weil jedes Glied seinen Bruder beobachtet; tyrannisch, weil sich jedes Glied unter Spionenaugen fühlt; undemokratisch, weil sie immer sehr kostspielig ist, und reiche Leute, die sie wesentlich unterstützen, sich auch ihre Rechte vorbehalten. In einer privaten amerikanischen Kirche von aristokratischem Gepräge kauft man sich Stühle, wie man auf Plätze im Theater abonniert. Einen guten Platz in der Kirche zu haben, ist eine Geschäftsempfehlung, die der Großhändler nicht entbehren kann. Diese Kirchen verkaufen Lebenshoffnung und Todestrost für Geld an die Meistbietenden. Jede Meinung, die von dem Herkömmlichen abweicht, muß sich draußen Anhang suchen oder in Schweigen beugen. Tritt sie aber hinaus, so hat sie nur ihren kleinen Kreis und reicht über diesen nicht hinweg. Wir haben in der norwegischen Staatskirche einen Mann wie den Propst Faerden in Norderhov. Er ist gelehrt und freisinnig; und das Ergebnis seiner Studien legt er öffentlich als Staatspriester vor den Gliedern der Staatskirche dar. Er übt Einfluß und kann für seine Meinungen Gehör finden, so weit die Staatskirche reicht. Aus der amerikanischen Freikirche würde ein solcher Mann augenblicklich ausgestoßen werden. Man hat zahlreiche Beispiele davon. — Man sieht, was für ein Tyrann ein Mann wie Professor Odland in der Freikirche geworden wäre: jetzt reicht sein Inquisitorarm nur so weit, wie der Staat will, wie wir wollen.

Hierauf kann man erwidern, daß nur diejenigen, die es wünschen, teilzunehmen brauchen. Eine törichte Antwort. Das will dasselbe sagen, wie daß es den Arbeiter nichts angeht, ob sein Herr in einem schönen Schloß wohnt, wenn er selbst keins hat, oder ob die Frau des Herrn sich in Seide kleidet, wenn die Frau des Arbeiters sich in Lumpen hüllt. Gerade so gewiß wie der ganze Staat den Luxus des Reichen bezahlen muß, ebenso gewiß muß der ganze Staat zu den Kosten der Kirche beitragen. Der Unterschied ist nur der, daß, wo eine Staatskirche besteht wie in den skandinavischen Ländern, der Staat auch die Kontrolle hat, und die Kirche genötigt ist, der Entwicklung zu folgen; wo aber eine Freikirche, wie in Amerika und in den katholischen Ländern, da haben die Priester alle Kontrolle und werden zu reaktionären Führern, die allen Fortschritt hemmen. Kommt da nun jemand und sagt, daß auch die norwegischen Staats-Geistlichen reaktionär sind, so ist zu antworten, daß die norwegischen Staatsgeistlichen im Durchschnitt so weit fortgeschritten sind, wie die Gesellschaft jederzeit im Durchschnitt auch ist. In der Freikirche bleiben die Priester auf einem mittelalterlichen Kulturstandpunkt stehen. —

Ich will hier darauf aufmerksam machen, daß, als die dänischen Staatsmänner, darunter Bischof Münster, bei der Abfassung des dänischen Staatsgrundgesetzes die evangelische lutherische Kirche annahmen als diejenige, welche der Staat unterstützen sollte, sie darauf hinwiesen und betonten, daß das Volk sehr wohl eines Tages darauf kommen könnte, das Kirchengut zur Unterstützung einer anderen Religion anzuwenden, ja daß man noch dahin gelangen könnte, andere kulturelle Ziele ausfindig zu machen, welche die Kirche ersetzen würden. (Höffding.) Solches wurde in die Begründung des Grundgesetzes aufgenommen. Grundtvig und seine Nachfolger haben, wie bekannt, stets behauptet, daß die Kirche konfessionslos oder mit anderen Worten ohne Lehre sein sollte.

In Frankreich haben die Sozialisten ohne Vorbehalt die Bestrebungen unterstützt, welche die religiösen Orden unter das Staatsgesetz bringen sollen, was auch durch das Gesetz von 1901 geglückt ist. Das ist ein guter Schritt auf dem Wege zur französischen Staatskirche, — wogegen die Katholiken anstreiten.

Indem die norwegische Sozialdemokratie die „Aufhebung der Staatskirche“ von ihrem Programm strich, nahm die Partei auch zu der Frage: ob Staatskirche oder Freikirche, eine bestimmte Stellung ein. Es ist konsequent sozialistisch, für eine mit der Zeit fortschreitende Kirche einzutreten.

Die Sozialdemokratie hat erkannt, daß der Weg zu ihren Zielen nicht über die Ruinen der Religion und der Kirche geht. Täte er es, so würden wir unsere Ziele niemals erreichen.

Bemerkungen
zu Kreyenbühls Aufsätzen über Hebbels Unsterblichkeitsglauben.

Mit Interesse und Erbauung habe ich Dr. Kreyenbühls Aufsätze über Hebbels Glauben an Unsterblichkeit (in Nr. 12—14) gelesen (über den auch Otto Frommel in seinem für unseren Leserkreis beachtenswerten Buch „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung“, S. 48—53, handelt). Der geehrte Verfasser selbst geht mir allerdings einerseits zu leidenschaftlich scharf gegen die „Sadduzäer“, d. h. die Gegner dieses Glaubens auch unter den Zeitgenossen, vor, und seine eigenen Darlegungen im Schlußartikel sind mir andererseits nicht durchweg deutlich und überzeugend.

Auf der einen Seite kommt Kreyenbühl ohne Zweifel auf eine bewußte, persönliche Fortdauer hinaus, auf „eine Verwandlungsgestalt des Seins und Lebens, die wir kennen werden, wenn wir sie erleben“, und nur eine solche Fortdauer sollte Unsterblichkeit genannt werden. Auf der anderen Seite aber ist ihm „der Mensch und die Seele“ nur „eine Verwandlungsgestalt des Weltdämons, des großen Proteus . ., der keinen Anfang und kein Ende hat“, und er erkennt den Kanon, den Hebbel einmal aufstellt: „Was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben“, für richtig an. Wäre dieser Satz in der Tat richtig, so würden Kreyenbühls Bemühungen, ihn für den Unsterblichkeitsglauben unschädlich zu machen, vergeblich sein, denn unsere bewußte, persönliche Existenz hat ja erfahrungsgemäß einen Anfang und müßte dann demzufolge auch ein Ende haben, so daß höchstens der Gedanke an eine unpersönliche Fortdauer im „Grenzenlosen“, im „Weltdämon“, also im Sinne des Pantheismus“, oder die indische Lehre von der sogenannten Seelenwanderung ohne wirkliche einheitliche, ihrer früheren Existenzen bewußte Seele zur Wahl stände.

Jenes Urteil Hebbels ist aber für unser Denken gar nicht zwingend. Wenn Persönlichkeit „höchstes Gut der Erdenkinder“ und das Ende der Wege Gottes ist, wenn Gott wirklich den Plan hat, wie Goethe im Gespräch mit Eckermann sich ausdrückte, „sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen“, warum soll er dann dem, was für ihn allein höchstes Ziel ist und unbedingten Wert hat, nicht über den Untergang seiner jetzigen Organe hinaus bleibenden Bestand gewähren, auch wenn es einmal entstanden ist?

Gewiß, „wir können's nicht ergründen,
wir können nur vertraun“,

und mit vollem Recht weist Kreyenbühl jeden Versuch der Ausmalung des Jenseits von der Schwelle der Wissenschaft ab, mit Recht überläßt auch Goethe dies müßige Spiel denen, die in diesem Leben nichts Tüchtiges zu tun wissen. Aber die Hoffnung auf Fortdauer der persönlichen Existenz nach diesem Leben darf nicht mit der Frage nach einer Existenz vor diesem Leben verquickt werden, die doch sicher nicht unsere persönliche gewesen wäre, sondern kann nur auf den Wert begründet werden, den die ewige Liebe auf die ihr verwandte, von ihr ins Leben gerufene, zur Einigung mit ihr selbst berufene Persönlichkeit legt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich gleich noch gegen den Sprachgebrauch wenden, der uns z. B. in Schleiermachers bekanntem Wort am Ende der zweiten Rede über die Religion entgegentritt: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.“ Schleiermacher bestimmt in jenem erhabenen Ausspruch zwar den Qualitätsbegriff des „ewigen Lebens“, aber nicht auch schon den Dauerbegriff einer wirklich religiös aufgefaßten Unsterblichkeit, die für unsere fromme Hoffnung auf jenem ruht. Es gibt ja auch Denker, wie A. E. Biedermann, welche das ewige Leben entschieden bejahen, die Unsterblichkeit aber ebenso entschieden verneinen, jedenfalls also zwischen beiden scharf unterscheiden.

Leipzig. P. Mehlhorn.

„Die Mutter der Heilsarmee“.
Rezension.

Catherine Booth, geb. Mumford, 1829 bis 1890, stammt aus einem methodistisch angeregten Hause. Der Vater hatte neben seinem Geschäft Zeit und Fähigkeit, zu predigen. Die Mutter war streng christlich. Ihre Schulbildung mußte durch ein Leiden im Rückgrat mit 14 Jahren abgebrochen werden. Sie bildete sich mit der ihr eigenen Energie selbständig weiter, wenn auch einseitig. Gesund war sie kaum einen Monat hintereinander. Mit 16 Jahren erlebte sie ihre Bekehrung. Vorher hatte sie ein äußerlich tadelloses, ja christliches Leben geführt; nur die persönliche Gewißheit der Sündenvergebung fehlte ihr. Diese Überzeugung wurde ihr nach sechswöchigem Beten und Kämpfen eines Morgens früh im Bett zuteil. Freilich mußte sie den Bund mit Gott noch manches liebe Mal erneuern. Sie schloß sich in London den Bemühungen an, die „dahinsterbende und formalistische Sektion der methodistischen Kirche zu reformieren“. Dabei lernte sie 1851 ihren Mann kennen, der ein Vierteljahr jünger und als Prediger angestellt war. Sie stand ihm in keiner Weise nach, sondern war ihm an Geist, Kraft und Fähigkeit ebenbürtig. Menschenfurcht kannte sie nicht. Für das Recht der Frau trat sie mannhaft ein. Booth wollte reisender Evangelist werden; das gab seine Gemeinde nicht zu, und so machte er sich selbständig, 1861. Sie hielt Vorlesungen über die Mäßigkeitsfrage, Ansprachen an die Reichen, Erweckungspredigten vor Tausenden. Die Aufdringlichkeit war eingestandenermaßen ihr Prinzip; sie nennt ihre Arbeit rotglühend und fanatisch. (S. 90.) Wahrheit, Aufrichtigkeit und Güte war ihr Lebenselement. Mit Mut und Tatkraft ging sie bei der Entdeckung des Mädchenhandels in den Bordellen vor. Der Name Heilsarmee besteht erst seit 1877. Auf der Fahne stehen die Worte: Blut und Feuer, d. h. das Blut Christi und das Feuer des heiligen Geistes. Komisch wirkt S. 114 die Erzählung von der Entstehung des Hallelujahutes. Die Zahl der sozialen Einrichtungen ist bewunderungswürdig groß: Volksküchen, Rettungshäuser, Wöchnerinnenheime, Arbeiterkolonien 2c. Die Frau rieb sich mit ihrer nimmermüden Tätigkeit frühzeitig auf. 1855 hatte sie geheiratet; 8 Kinder hat sie ge-

boren und für die Heilsarmee erzogen. 1888 bricht sie zusammen. Tief ergreifend ist, wie sie ihrem Manne die Kunde bringt, daß die Ärzte ein unheilbares Krebsgeschwür in der Brust festgestellt. Die Aufbahrung des Sarges und der Leichenzug wurde mit Berechnung in den Dienst der Bekehrung gestellt. Uns ist das unerträglich, wenn ihr Begräbnis ein Schauspiel, eine Demonstration genannt wird. Wollen wir solche und ähnliche Sentimentalitäten mit in Kauf nehmen, so ist das Buch eine empfehlenswerte Lektüre.

Wie urteilen wir über diese Frau? Ich meine, trotz aller Äußerlichkeiten war sie eine Heldin. Mit vielem, was sie sagt, sind wir einverstanden. S. 75: „Ich sehe immer mehr, daß die Religion, die Gott angenehm ist, eher darin besteht, seinen Willen zu tun und zu leiden, als in guten Aussprüchen und Gefühlen.“ An ihre Tochter schreibt sie S. 65: „Wenn du einmal soviel von den höheren Klassen gesehen hast, wie ich, dann wirst du dich wie unser Herr den Armen zuwenden als den Hoffnungsvollsten von den beiden.“ Oder S. 66: „Das Geheimnis, großen Einfluß auszuüben, liegt darin, daß man in allen Punkten mit Gott eins ist.“ In dieser Konzentration auf den einen Gedanken der Gottes- und Nächstenliebe lag ihre Stärke: das ist der Segen der Einseitigkeit. Es kommt doch wohl nicht darauf an, was man glaubt, sondern daß man glaubt. Wir wollen es uns annehmen, was sie zu einem Prediger gesagt: „Hüten Sie sich, daß Sie nicht jemand hindern! Das Gesetz des Reiches Gottes wird immer das sein: Euch geschehe nach eurem Glauben.“ Sehr weitherzig fügt sie S. 143 hinzu: „Ein Mensch ist entweder gerettet oder nicht; diese Tatsache ist ganz unabhängig von seiner Theorie, und es ist von verhältnismäßig geringem Wert, was für eine Theorie er besitzt, wenn er gerettet ist.“ Freilich diese Weitherzigkeit hat sie mehr für sich beansprucht als geübt. Booth meinte, daß die Massengewinnung nicht zu erreichen ist durch ein neues Evangelium, sondern nur mit einem der Sache angemessenen Eifer und der Kraft, die der heilige Geist zu geben vermag. Aber wenn in dem Buche auch von der Zweifelsucht der theologischen Schulen in der bekannten verständnislos abschätzigen Weise gesprochen wird, so kommt uns doch die Gemeinschafts- und Heiligungsbewegung von rechts her zu Hilfe. Sie erweicht den Kirchenbegriff und vernachlässigt das dogmatische Lehrgebäude. Die Heilsarmee ist gegen die, welche die Zeremonie zur Ursache von Streitigkeiten machen; dazu rechnen sie auch die Taufe. Auf dem Gebiete der Praxis können wir uns begegnen und die Kräfte messen. Wir Liberalen müssen ans Werk. In der äußern Mission haben wir begonnen; ein Diakonissenhaus besitzen wir in Freiburg; einen weiteren Zweig der innern Mission, die Evangelisation, hat Weinel verheißungsvoll in Angriff genommen. Da wir die Art der Heilsarmee nicht mitmachen können, auch wenn sie noch so segensreich sein mag, müssen wir auch dieser Form des Individualismus Raum geben. Ja, wenn wir an die Entbehrungen, Opfer und Leiden dieser Leute denken, wird es uns schwer, den Satz vom irrenden Gewissen auszusprechen. Wenn früher die Kirchengeschichte ein Gemisch von Irrtum und Gewalt war, so kommt hier die Nächstenliebe hinzu; und das ist jedenfalls ein Fortschritt. R. K.

Vom Büchertisch.

D. Wittstock, Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin. Berlin. Karl Curtius 1907. 231 S. 1,80 u. 2,50 M. Der Verfasser, der siebenbürgische Gymnasialdirektor Wittstock, sagt in der Einleitung: „Dies Büchlein will von der Erschaffung eines Menschen erzählen, davon, wie ein Erdkloß den Atem des Herrn einsog und zum lebendigen Gotteskinde ward. Wer aus der Stickluft des Irdischen nicht zur reinen Höhe des Ewigen emporzuklimmen strebt, lebt nur scheinbar. Dieser Aufstieg bedeutet eine mühselige Wanderung mit viel Absturzgefahr; bloß angeseilt an einen sicheren Führer dürfen wir ihn machen. Fernsicht und Weitblick, ihre Erhebung und Stärkung, müssen wir uns mit großer Anstrengung und Ueberwindung erringen. So will unser Buch auch von einem Lebensgange sprechen, auf welchem sich ein Mensch

in ernster aufsteigender Arbeit am eigenen Ich mit Hilfe Jesu — zu dessen Lebensanschauung er sich durchringt — aus der leiderfüllten, gedrückten Tiefe emporarbeitet zur Himmelsnähe. Unsere Arbeit und unser Wachsen dürfen dabei nicht allzusehr abhängig werden von Gunst oder Ungunst äußerer Verhältnisse.“ Es ist ein inhaltsreiches und fesselndes Buch, das uns aus dem lieben siebenbürger Sachsenlande geschenkt wird. In Form von Briefen wird uns Leben und Entwickelung einer Lehrerin beschrieben, die Geschichte spielt sich auf dem eigenartigen und uns doch so stammesverwandten siebenbürgischen Boden ab, führt aber auch nach Deutschland und in seine Verhältnisse. Eine Fülle von Fragen werden dabei berührt, so die Frage nach der Entwickelung zu einer Persönlichkeit, der Stellung der Frau, der Kinder- und Volkserziehung, den religiösen Gegensätzen und Kämpfen der Gegenwart, diese letzteren treten bei uns immer stärker in den Vordergrund. Die Lehrerin kommt in einem deutschen Seebad in Verkehr und freundschaftlichen Gedankenaustausch mit einem tiefgrabenden und freier gerichteten Geistlichen. Er erscheint oft seltsam in seinem Wesen und stirbt frühzeitig, verzehrt von inneren Kämpfen, aber wozu er sich durchgerungen hat, ist der uns nahestehende göttlich-menschliche Christus, nicht die in Dogmen erstarrte Erlösergestalt der kirchlichen Bekenntnisse. Gerade das bringt ihn in Konflikt mit seiner kirchlichen Behörde. Der hierbei geschilderte Konsistorialrat spielt dabei eine Figur, die heutzutage weitverbreiteten Vorstellungen, aber auch vielen Tatsachen entspricht. Man gewinnt aus der stellenweise ganz ergreifenden Darstellung wieder den Eindruck: wieviel Unverstand und Engherzigkeit, wieviel Verkennen ehrlichen, frommen Strebens doch in den streng-gerichteten Kreisen! Glücklicherweise bleibt dabei die Gewißheit bestehen und wird durch das Lesen dieses Buches von neuem geweckt, daß weder Entscheidungen in der Tradition befangener Behörden, noch radikale Tendenzen in Gemeinden den Zug aufhalten werden, der dahin geht: Gott in Christus und nur in Christus zu Gott hin. A. Kind.

Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende von Joh. Heinr. Kurtz, 14. Aufl., besorgt von den Professoren N. Bonwetsch und P. Tschackert, 2 Bde. (4 Teile), 376 S., 372 S., Leipzig, August Neumann, 1906, 15 M.

Wohl kaum ein theologisches Werk ist in Pfarrerkreisen so bekannt als der „große Kurtz“. Viele der Leser werden in ihm einen alten Bekannten begrüßen, der sie durch die Studentenzeit begleitet hat, und den sie — Rezensent ist in dieser Lage — auch ihrem Sohn auf die Universität mitgeben. Warum? Gibt es nicht auch noch andere gute Lehrbücher? Wir haben solche, die durch besondere Vorzüge ausgezeichnet sind, wie z. B. Hases Kirchengeschichte durch ihre glänzende Darstellung und geistvolle Beurteilung. Aber was man bei Hase vermißt, sind die Einzelheiten des Stoffes, auf welchen sich das Urteil aufbaut. Man hört bei den Urteilen nicht genug von den Tatsachen, die das Urteil begründen und ohne deren Kenntnis dasselbe oft unverstanden bleibt. Da ist denn Kurtz eine vorzügliche und notwendige Ergänzung, und man kann wohl sagen, daß dieses Lehrbuch in seiner ausführlichen und vollständigen und doch zugleich gedrängten Verarbeitung des Stoffes einzig in seiner Art dasteht. Wer noch eingehendere gelehrte Studien machen will, wird natürlich zu größeren Werken greifen müssen. Im übrigen aber gibt K. über alles Wissenswerte bis zu kleinen Details herab Auskunft. Das ist von besonderem Wert, wenn man sich über die kirchlichen Bewegungen der neuesten Zeit unterrichten will, bis zu der die Geschichte von den Herausgebern fortgeführt worden ist. Man sieht an allem, wie sich die Herausgeber es sich haben angelegen sein lassen, das Buch in sachlicher und in formeller Hinsicht (vergl. z. B. die Literaturangaben) auf der Höhe zu erhalten. So wird denn das Lehrbuch für das Studium und als Nachschlagebuch die besten Dienste leisten. A.

Geyer-Rittelmeyer: „Gott und die Seele.“ Verlag von Hr. Kerler, Ulm. Preis 6 M. — Ein Jahrgang Predigten. — Die Verfasser, zwei Geistliche aus Nürnberg, bieten hier ein schätzenswertes Werk liberaler Predigtweise dar. Schon wenige Monate nach der Erst-Ausgabe ist jetzt eine zweite Auflage nötig geworden. Die Verbreitung dieser Predigtsammlung kann nur empfohlen werden. Die Predigten sind gut disponiert und allgemein verständlich. Alles Dogmatische und Lehrhafte ist vermieden. Die berührten psychologischen Wahrheiten sind in trefflichen Bildern plausibel gemacht. Überall wird angeknüpft an Fragen und Erscheinungen der Gegenwart. Ohne Aufdringlichkeit und doch mit herzlicher Wärme wissen die beiden Verfasser die Gedanken unserer Zeit mit christlichem Idealismus zu durchgeistigen und den Leser zum Nachdenken anzuregen. Daß nicht alle Predigten auf gleicher Höhe stehen, ist begreiflich. Am wenigsten gelungen dürfte die Neujahrspredigt und die vom ersten Ostertage sein, wie wohl auch diese von der Kanzel unter dem Einflusse der viva vox ihre Wirkung getan haben werden. Alle übrigen werden auch bei stillem Lesen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Die Verfasser haben teils Perikopen, teils freie Texte zugrunde gelegt. Schon die Wahl der Themata zeugt von psychologischer Einsicht und Tiefe. Solche Themata sind: „Der Zweifel; Die Demut; Die große Schuld; Die Krankheit; Schwert und Friede; Last und Joch; Vergessen und Versäumen; Stirb und Werde; Vom Trösten; Vom Alleinsein; Saft und Frucht; Die Erinnerung; Sitte und Gesinnung; Mehr Entschiedenheit; Der Mensch und das Schicksal; Christentum und Vaterlandsliebe; Die Arbeit als Gottesdienst; Sehnsucht und Trost; Die Freude; Halbheit u. a. — Auch die im Amte stehenden Geistlichen werden dankenswerte Anregungen aus dieser Predigtsammlung empfangen können.

Bremen. O. Hartwich.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von **Professor Beck**
liefert preiswert
in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig, Goethestrasse 1

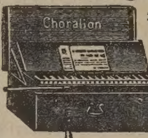
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

„Kirchlich-Liberal"

Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.

Preis 1,50 M. jährlich, postfrei.
Herausgeber: **K. Schrader,** M. d. R., Berlin W. 35,
Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

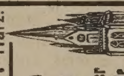
HUG & Co., LEIPZIG
Gegr. 1807. 9 Filialen.
Anerkannte Spezialität
HARMONIUMS

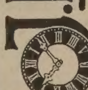


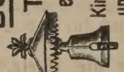
zu 260, 300, 340 M.
CHORALION
3 Okt. 1 Spiel Z.
Preis 40 M.
MELODION
4 Okt. 2 Sp. Z.
Preis 100 M.
Zusammenlegbar in einem Koffer!
Probelieferung! Frankozusendung!
Man verlange Prospekt No. 6

Obstbau-Kolonie
EDEN e. G. m. b. H. in Oranienburg.
Naturreine Fruchtsäfte, Marmeladen, Gelees u. Kompottfrüchte.
Preisliste mit ärztl. und fachl. Gutachten frei.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.







Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.
Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerke.
Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.
P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.

Wir bitten,
Probenummern
zur Verteilung
an
Interessenten
zu verlangen.
Verlag des Protestantenblattes.

Soeben erschien in H. Haessel Verlag, Leipzig

Wir Pfarrer

von

Hermann Kutter

Pfarrer in Zürich

176 Seiten 2 Mark.

Der Verfasser von „Sie müssen" ergreift nach mehrjährigem Schweigen wieder das Wort, um auf die von vielen seiner Amtsgenossen an ihn gerichtete Frage „Was sollen wir denn tun?" zu antworten. Er sah aus ihr, daß der Kern seiner Gedanken nicht erfaßt war und er an ihrer Form immer noch arbeiten müsse, um sie zündend zu machen. Das hat er mit Erfolg getan, und darum ist gerade dieses Buch wie kein anderes des Verfassers auch für alle religiös interessierten Menschen geschrieben, mögen sie zur Kirche stehen wie sie wollen.

Die Leser dieser Wochenschrift werden das vom Geiste hervorgetriebene Buch H. Kutters mit reichem Gewinn für ihr inneres Leben in sich aufnehmen.

Vorrätig ist es in jeder Buchhandlung.

DER VOLKSERZIEHER

Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom
Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 3.
Daselbst sind auch Prospekte der Germanen-Bibel kostenlos zu haben.

Familienanzeigen

kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Für eine alte leidende Dame wird eine in der Wartung nervöser Kranker erfahrene
Pflegerin
bei hohem Gehalt gesucht. Meldung. mit Zeugnissen an den Verlag des „Protestantenblattes" erbeten.

Inserate
im
Protestantenblatt
haben stets
guten Erfolg!

H. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak.** 10 Pfd.-Beutel franko **8 M. Zigarren billigst.**

DIE HILFE.

WOCHENSCHRIFT
für
Politik, Kunst und Literatur. Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmäßig
Politische Notizen
Politische und volkswirtschaftliche Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze. Novellen — Kunstliteratur — Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin
Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt Beilage Nr. 18.

Berlin — Bremen. 1. Mai 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Vom Protestantenverein. — Tagebuch: 18. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses. — Die Evangelische Kirchenzeitung. — Die Parteien auf der Berliner Stadtsynode. — Personalnachrichten. — Fall Kraatz. — Die Kommission für kirchliches Frauenstimmrecht. — Evangelisch-soziale Vereinigung. — Schleswig-Holsteinsche Synode. — Christliche Welt und Liberalismus. — Wo studiert man heute am besten Theologie? — Versammlungskalender. — Anzeigen.

Vom Protestantenverein.

Die Wiedergewinnung der Entfremdeten.

I. Protestantentag. Eisenach, 7. u. 8. Juni 1865.

D. R. Rothe: „Die Kirche muß vor allem ehrlich und mit klarem Bewußtsein mit dem modernen Kulturleben Friede und Freundschaft schließen, muß zu ihm aufrichtiges und freudiges Vertrauen fassen, indem sie unumwunden in ihm eine Schöpfung des Christentums selbst anerkennt. Sie muß sich klar machen, daß in der Gegenwart grade auf dem Gebiete dieser weltlichen d. h. sittlichen Kultur die wirkliche fortschreitende Wirksamkeit des Christentums, das eigentliche Werk des Heilandes vor sich geht, während ja augenscheinlich auf dem kirchlichen Boden schon seit Jahrhunderten eine wirkliche Fortentwickelung und Neubildung nicht mehr stattfindet. Nur wenn die Kirche dahin gelangt und daraus kein Hehl macht, kann sie mit unsern Gebildeten, ja überhaupt mit unserm Volke wieder zu Friede und Freundschaft kommen . . . . denn unser Volk wird nie ein gutes Gewissen finden zu der Meinung, daß man als aufrichtiger Christ kein moderner Mensch sein könne und als moderner Mensch kein aufrichtiger Christ . . . die Lehre . . . muß zu den wirklichen Christenmenschen reden, die sie vor sich hat, nicht zu denen vergangener Jahrhunderte, sie muß zu den heutigen Christen, wie sie tatsächlich sind, so reden, daß diese sie auch vernehmen und verstehen, mithin in der eigenen Zunge derselben, in ihren eigenen Empfindungsweisen, Gedanken und Ausdrucksweisen. . . Die Verfassung muß sich dem Bedürfnis dieser modernen Christen gemäß modifizieren. Es muß also durch sie in der Kirche und bei ihrer Leitung dem weltlichen Christentum der gebührende Einfluß eröffnet werden. In ihm liegen heute die eigentlichen Lebenstriebe der Christenheit, nicht in dem kirchlichen Christentum, im weltlichen Stande, nicht im geistlichen: das ist die moderne Ueberzeugung. Ihre Konsequenz ist aber, daß die Kirche nicht eine Geistlichkeitskirche sein darf, sondern eine Gemeindekirche sein soll. . . . Grade die nichttheologischen, von den Ideen und Strebungen, welche die Zeit bewegen, erfüllten und dabei dem Christentum aufrichtig ergebenen Männer sind es, die jetzt der Kirche am hilfreichsten sein können zu ihrem Wiederaufschwung. Auf sie vor allem anderen muß sie bei ihrer Selbstreform sich stützen — viel mehr als auf uns Theologen, die wir so leicht die Dinge mit den Augen einer vergangenen Zeit ansehen —, namentlich auf die Männer unseres ehrenwerten Bürgerstandes, in welchem gegenwärtig unverkennbar die Haupttriebkraft der staatlichen Entwickelung liegt. Mögen denn sie alle unsere Kirche, die ihnen ruft, nicht im Stiche lassen!"

Tagebuch.

Die 18. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses (Vorsitzender Geh.-Rat Professor D. Harnack) findet vom 21.—23. Mai d. J. zu Straßburg i. Els. statt. Die Einladung dazu geht aus von einem Komitee, an dessen Spitze der Präsident Dr. Curtius steht, und dem u. a. eine Reihe der ersten Beamten und namhaftesten Gelehrten der Stadt und des Reichslandes angehört. Es werden sprechen am Mittwoch, den 22., Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz-Freiburg i. B. über „Kultur und Wirtschaft. Die neudeutsche Wirtschaftspolitik im Dienste der neudeutschen Kultur" und Beigeordneter Dr. Leoni-Straßburg i. E. über „Die Aufgaben der Städte als Arbeitgeber", am Donnerstag, den 23., Pfarrer Hans Wegener-Moers (der Verfasser des Buches „Wir jungen Männer") über „Die Bekämpfung der Unsittlichkeit mit besonderer Beziehung auf den Schutz der Jugend"; hierzu ein Korreferat von Frau Professor Marianne Weber-Heidelberg.

*

Die Evangelische Kirchenzeitung, das Organ der konfessionellen Gruppe innerhalb der Orthodoxie, hat am 1. April in der Person des Superintendenten Lic. Gemmel-Gumbinnen einen neuen Redakteur bekommen, nachdem Pastor emer. Gensichen-Buckow die provisorische Redaktion niedergelegt hat.

Die Parteien auf der Berliner Stadtsynode besprach Pastor Schwartzkopf, einer der positiven Führer, und rechnete unter 198 Synodalen 93 Positive, 18 Mittelparteiler und 78 Liberale heraus. Den Mittelparteilern wurde das Zeugnis ausgestellt, daß sie durchweg für die Positiven gestimmt hätten. Die Positiven müssen das ja wissen und werden ihre Freunde doch nicht verleumden wollen, obgleich sie ihnen zutrauen, daß „die Dinge sich wenden können"!

*

Personalnachrichten. Zum Vorsitzenden des Zentralausschusses für innere Mission ist an Stelle des verstorbenen Präsidenten Gäbel der Direktor der Siemens & Halske Aktiengesellschaft und Siemens-Schuckert-Werke, F. A. Spiecker gewählt worden. Er ist früher Vorsteher der Missionshandelsgesellschaft in Barmen, Mitglied des Komitees des westdeutschen Jünglingsbundes und Vorsitzender des Kölner Evangelischen Arbeitervereins gewesen.

*

Fall Kraatz. Pfarrer Kraatz in Charlottenburg ist vom Kgl. Konsistorium der Provinz Brandenburg (gez. Steinhausen) wegen Dienstvergehen in zwei Fällen mit einem Verweis bestraft worden. Das Dienstvergehen im ersten Fall ist ein privates Gespräch mit einigen Freunden, das bei Gelegenheit der Kirchenwahl in der Luisenkirche stattgehabt hat, und das von einigen Orthodoxen gehört und dem Konsistorium angezeigt wurde. Das zweite Dienstvergehen ist in dem von uns in Nr. 3 Sp. 66/67 abgedruckten Abschnitt der Bußtagspredigt gefunden worden. — Kraatz hat Berufung gegen dies Urteil beim Oberkirchenrat eingelegt!

*

Die Kommission für kirchliches Frauenstimmrecht sucht Vertrauensleute im ganzen Deutschen Reiche. Die Arbeit derselben würde darin bestehen, der Vorsitzenden Mitteilung zu machen, wenn sich irgend eine Gelegenheit zur Propaganda bietet. Ferner bittet die Kommission alle diejenigen, welche bereit sind, in ihrem Wohnorte und dessen Umgegend Vorträge über kirchliches Frauenstimmrecht zu halten, sich zu melden. Adresse der Vorsitzenden: Frl. Martha Zietz, Hamburg 36, Johnsallee 63.

*

Die evangelisch-soziale Vereinigung im Königreich Sachsen hielt am 4. April ihre Frühjahrs-Mitgliederversammlung in Meerane ab. Dieselbe war wesentlich rückblickender Art: Der Vorsitzende, Lic. G. Naumann, berichtete über die Tätigkeit des Vorstandes im letzten Halbjahr, über die Erfolge der Vereinigung auf der letzten Synode (das kirchliche Stimmrecht für Almosenempfänger hat sich nicht durchsetzen lassen, dagegen sind die Anregungen auf Beseitigung von Härten im kirchlichen Gebührenwesen in etwas berücksichtigt worden), über die Aufnahme der Resolution betr. Parteilosigkeit der Kirche bei den Reichstagswahlen, — er verteidigte sie gegen die verschiedenen Angriffe, die sie hatte erfahren müssen; diese Ausführungen sollen in „Evangelisch-sozial" gedruckt werden. Ferner gaben die Ortsgruppen Leipzig, Chemnitz, Dresden, Zittau, Plauen, Glauchau-Meerane (Freiberg war nicht vertreten) Arbeitsberichte: fast überall sind Diskussionsabende über religiöse Fragen gehalten worden. Wertvolle Anregungen hatte in mehreren dieser Orte die Vortragsreihe von Walther Classen-Hamburg gegeben, die Anfang März stattfand. Schwierigkeiten, die von kirchenbehördlicher, wie von sozialdemokratischer Seite der evangelisch-sozialen Arbeit in Sachsen vereinzelt bereitet worden sind, werden die Vereinigung nicht von der weiteren Verfolgung ihrer Ziele abhalten können.

*

Die Schleswig-Holsteinsche Synode soll sich in diesem Jahr mit den Parochialverbänden der großen Städte und mit der Erhöhung der Pfarrgehälter (Höchstgehalt von 4800 auf 6000 M.) beschäftigen.

Christliche Welt und Liberalismus.

Ueber dieses Thema zu schreiben hatten wir lange uns vorgenommen. Es fehlte die Freudigkeit, weil mancherlei Kritik mit unterlaufen mußte, die wir ungern zum Ergötzen der Gegner, zu mancherlei Mißverständnis in den Reihen uns nahe stehender Freunde der Christlichen Welt, geboten hätten. Nun schreibt Professor D. Rade, der Begründer und Herausgeber dieser Christlichen Welt, über dies Thema im 3. Heft des 1. Jahrganges der Bremer Beiträge. Und was er dort sagt, deckt sich fast ganz mit dem, was wir schreiben würden und schreiben wollten. So können wir nichts besseres tun als den Aufsatz mit Ausnahme der Einleitung, die sich auf die Entstehung des Artikels bezieht, hier wiedergeben, als ein bedeutsames Aktenstück zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Diese Absicht aber ist, das Verhältnis der „Christlichen Welt" und ihrer Freunde zu der Idee und Praxis eines kirchlichen Liberalismus überhaupt zu prüfen und zu zeichnen.

1.

Das Wort „liberal" und „Liberalismus" löst in uns keine Erinnerungen und Ideale aus. So schrieb ich in der „Christlichen Welt".

Es ist nicht anders. Politisch wuchsen wir Gründer und Träger der „Christlichen Welt" wohl ausnahmslos auf im Zeichen des Konservatismus oder Nationalliberalismus, an welch letzterem aber nicht das liberale, sondern das nationale Element uns imponierte. Die Hannoveraner unter uns rangen sich aus welfischen Traditionen los. Es war die Aera Bismarck und des neuen Deutschen Reiches. Die Freisinnigen empfanden wir als Nörgler und Störenfriede. Ich begriff nicht, daß in Berlin Leute, die ich hochschätzte, die „Vossische Zeitung" hielten. Auf Eugen Richter konnte ich noch viel später einen ehrlichen Haß haben. — Zu dem nationalen Interesse kam dann das soziale. Auch dafür sahen wir viel mehr Verständnis bei den Konservativen als bei den Liberalen. Stoecker machte Eindruck auf uns, wir mochten kirchlich-theologisch noch so kritisch zu ihm stehen. Später gerieten wir stark ins nationalsoziale Fahrwasser. Ihre soziale Haltung kostete die „Christliche Welt" nach wenigen Jahren die ersten Freunde, die sie in Bremen hatte.

Mit dem kirchlichen Liberalismus hatten die wenigsten von uns während ihrer Jugendzeit irgendwelche Fühlung. Er war damals noch mehr wie heut von weiten Gegenden unsres Vaterlandes so gut wie ausgeschlossen. In Leipzig und Dresden kamen die Protestantenvereinler zusammen wie eine stille Sekte; man besuchte als Gymnasiast oder Student ihre zum Teil sehr anziehenden Vorträge, aber den Eindruck einer Bewegung bekam man nicht. Einer der Mitbegründer der „Christlichen Welt" hat dann als Hauslehrer in Bremen viel unter Schwalbs Kanzel gesessen und trotz allem, was ihn abstieß, Respekt vor dem Manne bekommen. Ich selber durfte kurz vor meinem Eintritt ins Pfarramt die Häupter des kirchlichen Liberalismus in Berlin kennen und schätzen lernen. Die ehrwürdigen Männer, die Herr Pastor Burggraf S. 93 nennt, haben auch mir Freundlichkeit erwiesen; ich erinnere noch an die Charakterfigur des Kammergerichtsrats Schröder, Lebender zu geschweigen. Ich hatte während dieser Berliner Zeit den großen Vorzug, in beiden kirchlichen Lagern zu verkehren. Wohin ich theologisch-wissenschaftlich gehörte, darüber konnte mir nie ein Zweifel kommen. Aber mancherlei war Ursache, daß mir der Liberalismus des Protestantenvereins doch fern blieb. Einmal konnte der resignierte, bittere Zug, der — geschichtlich wohl zu begreifen — in diesem Kreise damals immer wieder hervortrat, den jungen Mann nicht locken. Sodann war da wenig Sinn für das erwachende soziale Interesse, wie es doch die Stoeckersche Bewegung erfüllte. Aber am meisten stieß mich ohne Zweifel der Parteigeist als solcher ab, ja, um den Männern und ihrer Gesinnung nicht unrecht zu tun, die einfache Tatsache, daß hier eine regelrechte Parteiorganisation vorhanden war. Das wirkte auf unsereinen wie ein Gespenst. Wie kam das? Es kam von Albrecht Ritschl.

Der ganze Kreis von Theologen, der sich um die „Christliche Welt" in ihren ersten Jahren scharte, war durch den Göttinger Professor Ritschl bestimmt oder doch beeinflußt. Ritschl war ein im tiefsten Grunde konservativer Geist, was nicht hinderte, daß ein Sturm wütender Befehdung von seiten noch konservativerer Geister über ihn ergangen ist. Durch und durch kirchlich, verwarf er schroff alles Parteibilden und Parteitreiben in der Kirche. Ihm war der einzelne Pastor ein Mensch von Gottes Gnaden, eine Pastoralkonferenz dagegen eine Domäne der Dämonen, kirchliche Parteien und Kirchenzeitungen schlechthin Teufelswerk. Am Synodalwesen hatte er kein Interesse; die Leitung der Kirche schien ihm bei vernünftigen Konsistorien (Uhlhorn) in Hannover, Herrmann in Berlin) am besten aufgehoben; die Zukunft der Kirche aber lag ihm bei einem wohlgebildeten ernsten Pastorenstande. In seiner Ethik war die Lehre vom Beruf von durchschlagender Bedeutung; wie ein Schibboleth gab er sie seinen Schülern mit: wie ein Zaubermittel mußte sie zur Besserung der kirchlichen Zustände wirken.

Zwei charakteristische Eigenschaften seiner Theologie, auf deren Gesamterscheinung ich mich hier nicht einlassen kann, waren für unsere Stellung zum kirchlichen Liberalismus und zum theologischen Liberalismus von Bedeutung.

Erstens seine Stellung zur ästhetischen Welt. Selbst hochmusikalisch, isolierte er streng den religiösen Glauben von allem musikalischen Empfinden, das Christentum von allem Stimmungswesen, aller Romantik, aller Kunst. Das Spezifische der christlichen Frömmigkeit und ihrer Güter herauszuarbeiten, daran lag ihm alles. Dafür setzte er seinen starken Willen ein und lehrte uns die Religion als Willenssache begreifen. Religion, christliche Religion, ist nicht Mystik, Phantastik, Spekulation, ist nicht allerlei Konzession an Welt und Wissenschaft, sondern ein starkes sittliches Leben unter dem Auge Gottes, das zu führen Gott durch Christus uns in den Stand gesetzt hat. Diese Trennung der Religion von allem, was sonst groß und schön ist in der Welt, zugleich mit der Anweisung, ebendieselbe Religion mit ihren spezifischen Kräften in die Welt einzuführen, das war, was wir damals gerade brauchten.

Denn wir fanden uns, als wir zum eigenen geistigen Dasein aufwachten, in einer Welt, die von Religion wenig wußte und wissen wollte. Die Gebildeten der siebziger und achtziger Jahre waren nicht nur der Kirche, nein, auch dem frommen Empfinden und Bedürfen in hohem Grade entfremdet. Es ist zwischen heute und damals ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Man muß das nur erlebt haben. Die Entfremdung war ebenso in der profanen Wissenschaft wie in der Halbbildung zu Hause, sie beherrschte die bessere wie die geringere Presse. Wo man unsern Dichtern und Künstlern huldigte, schien das Christentum am allerüberflüssigsten, man denke an David Strauß. — Wie stählend war uns demgegenüber Ritschls Konzentration des Religionsbegriffs, seine Lehre von dem spezifischen Gut des christlichen Glaubens, seine souveräne Absage an alle Aesthetik, Mystik und Metaphysik! Wie befreite sie uns von einem schweren Druck! Freilich die Offenbarungen, die wir auch aus Goethe und Schiller und Herder hätten vernehmen können, wurden uns damit verschlossen; der ganze deutsche Idealismus kehrte uns seine dem Christentum fremde Seite zu. Erst Troeltsch hat in unsern Kreisen da definitiv Wandel geschafft; auch Baumgarten und Eck haben geholfen; Harnack ebenfalls, dessen reichliche Goethezitate in seiner Dogmengeschichte anfangs von uns belächelt wurden, bis wir dahinter kamen, daß doch auch zwischen Dogmengeschichte und Goethe innere Zusammenhänge bestehen.

Aber während Ritschl uns panzerte wider alles verschwommene und verblaßte Wesen in Religionssachen, lehrte er uns gleichzeitig um so tiefer graben. Er raubte uns für eine Zeitlang den offenen Blick in die Weite, die Freude an der Fülle der Offenbarung rings in der Natur- und Geistes-

welt um uns her, damit wir um so energischer an dem Quell all dieser Herrlichkeit uns nährten. Ritschl treiben und Luther kennen lernen war ein und dasselbe. Ich habe mein ganzes Studium in Leipzig absolviert, also an einer hochlutherischen Fakultät. Niemand, weder Kahnis noch Luthardt, hatte dort die Gabe, uns zum Studium Luthers zu zwingen. Bei Ritschl atmete man sofort den Geist der Reformation und sah sich mit zwingender Gewalt an das Studium nicht nur Luthers, sondern auch der lutherischen Bekenntnisschriften gewiesen. Nicht um Konfessionalismus handelte es sich dabei, sondern rein um Religion, um die letzte große Offenbarungs-Epoche der Religion, die wir Deutschen erlebt haben. Dieses Studium packte unsern ganzen Menschen; es begeisterte uns so, daß wir daraus eine Mission empfingen für unsre Gegenwart. Unsre Empfindung gegenüber der unkirchlichen und religiös gleichgültigen Welt, in der wir lebten, wurde keine andre als die: Wenn ihr nur Lutherschen Glauben, Luthersche Frömmigkeit kenntet, wenn ihr nur wüßtet, was deutsches Christentum nach Lutherscher Art eigentlich ist, ihr würdet alle nichts lieber sein wollen als gut lutherische Christen! — Aus diesem Enthusiasmus heraus wurde die „Christliche Welt" Anno 1886/87 geboren. Als echte wahre Lutheraner fühlten wir uns, und der „lutherischen" Kirche wollten wir zunächst dienen, wie denn das Blatt während des ersten Jahrganges 1887 den Titel führte: „Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt". Und dies ist eben das Zweite, was an Ritschls Einfluß von Bedeutung wurde für unser Verhältnis zum kirchlichen Liberalismus. Keine Spur von Liberalismus wirkte bei unserer Gründung in uns mit. Rein religiöse Aufklärung unserer Gebildeten über ihren Konfessionsstand, gemeint als Aufklärung über den wahren geschichtlichen Sinn der Lutherschen Reformation, das allein war es, was wir ihnen bringen wollten. Wenn sie unser Verständnis des reformatorischen Christentums erst kennen lernten, so, hofften wir etwa, müsse sich von selbst eine starke und offene Zuwendung zu dem lange verkannten Erbgut bei ihnen einstellen.

Parteigedanken lagen uns völlig fern. Auch Schulgedanken. So sehr wir uns Ritschl verpflichtet fühlten, seine Theologie als solche wollten wir nicht pflegen, so wenig wie eine andere. Wir hatten bei ihm zwischen Religion und Theologie, zwischen Glaube und Theologie, zwischen Glaube und Schulmeinung unterscheiden gelernt. In der Tat wird ein Durchblättern der ersten Jahrgänge der „Christlichen Welt" jeden noch heute belehren können, wie stark das theologisch Schulmäßige, insbesondere die Ritschlsche Dogmatik, von uns ignoriert worden ist. Es ging das so weit, daß es der Leitung jeweilen aus dem eigensten Kreise heraus verdacht wurde, und nicht ganz mit Unrecht.

Denn Ritschlianer waren wir eben doch. Wir waren es in der Art, wie wir schrieben, und in der Auswahl dessen, worüber wir schrieben. Freilich machte sich die Umwelt, in der wir lebten, machte sich der Geist der Zeit alsbald stärker geltend, als wir wollten. Das kam von außen, ohne daß wir es merkten; es kam aber auch von innen.

Ritschls Stärke lag schließlich nicht in dem, was er buchstäblich lehrte. Nicht in seiner Dogmatik als solcher. Diese hatte ihre unhaltbaren Schranken. Er war als Dogmatiker zu historisch, als Historiker zu dogmatisch. In dieser Verbindung des historischen mit dem dogmatischen Sinn war er gerade für uns bahnbrechend. Aber wie leicht konnte eins dieser beiden Elemente das System gefährden. Als das stärkere Element erwies sich in der Schule, unter dem Einfluß der Wissenschaft draußen, das historische. Der Neutestamentler, der Dogmen- und Kirchenhistoriker konnten bald mit dieser Dogmatik nicht auskommen. Man verwertete dankbar die empfangenen Anregungen und verfolgte unter dem methodischen Zwange der geschichtlichen Forschung abweichende Bahnen. Daß das nicht als Abfall von der „Schule" empfunden wurde, dafür sorgte die Ritschlsche Lehre vom „Berufe". Wir gedachten ihrer schon; bewußt oder unbewußt stärkte der Spezialforscher an ihr sein gutes Gewissen, rücksichtslos an den Tag zu bringen, was sich ihm aus den Quellen, aus den Tatsachen ergab. Obendrein starb Ritschl früh genug (1889), um die fortschreitende Arbeit von zarteren Pietätspflichten zu entlasten. So hat gerade unter denen, die mehr oder minder durch Ritschls Schule gegangen waren, eine überaus freimütige, historisch-kritische Durchforschung der Bibel und endlich die vielberufene religionsgeschichtliche Richtung aufkommen oder sich ausbreiten können. Der theologische Altliberalismus hat oft genug zu den Notwendigkeiten und Extravaganzen dieses Betriebes den Kopf geschüttelt. Die „Christliche Welt" hat sich all den Wandlungen jederzeit offen gehalten und eine Unbefangenheit bewiesen, vor der ihren nächsten Freunden zuweilen bange wurde. Man mag diese Haltung beurteilen, wie man will; aber jedenfalls ruht darin bis heute nicht zum wenigsten das Geheimnis ihres Erfolgs.

Während dieser Entwicklung der Dinge kam die „Christliche Welt" auch nicht einen Moment in Versuchung, die Fahne des „Liberalismus" aufzuziehen. Dieses Schlagwort blieb ihr fremd und unsympatisch. Es wurde grundsätzlich in ihren Spalten vermieden, und zwar nicht nur, sofern von der eignen Sache, sondern auch sofern von den freien Richtungen und Bestrebungen in der Kirche die Rede war, die sich selbst liberal nannten. Freilich auch das Schlagwort „positiv" blieb verbannt. Höchstens durften „liberal" und „positiv" in Gänsefüßchen passieren. Damit waren sie doch stigmatisiert und gleichsam sterilisiert. Diese strenge Praxis ist neuerdings schwieriger geworden durchzuführen; Zeitungen und Zeitungsschreiber, die der Christlichen Welt nahestehen, reden schon längere Zeit von liberal und positiv, links und rechts, als ob das die zutreffendsten und berechtigtsten Begriffe von der Welt wären. Vielleicht sind sie Begriffe von der Welt. Und Begriffe auch von der Kirche, sofern sie ein Stück Welt ist. Ich beanstande sie aber noch immer und scheue sie wie eine Sache, deren man sich schämen muß. Ich will damit niemanden kränken; es gehört nur zur ehrlichen Selbstkritik, daß ich es frei heraussage. Und ich werde das auch noch prinzipiell begründen, nachdem ich bisher versucht habe, es aus der Vergangenheit verständlich zu machen.

(Schluß folgt.)

Wo studiert man heute am besten Theologie?

Wir stehen wieder vor dem Beginn eines neuen Semesters. Für viele Väter, deren Söhne Theologie studieren wollen, ist es von der größten Wichtigkeit, zu wissen, an welche Universität sie den Sohn schicken sollen.

Es ist selbstverständlich, daß wir Liberalen nicht die Forderung erheben, in den theologischen Fakultäten nur die liberale Richtung vertreten zu sehen. Genau so, wie wir in den Gemeinden nach Gleichberechtigung der Richtungen streben, so vertreten wir diesen Grundsatz auch für die Universitäten. Freilich kann gerade auf dem Gebiet der Wissenschaft die Parität nicht äußerlich-mechanisch hergestellt werden. Die erste Bedingung bleibt hier die, daß nur wirklich hervorragend tüchtige, in der Forschung bewährte Männer unsere Universitätskatheder zieren dürfen. Jedenfalls aber muß gefordert werden, daß die traditionell nicht gebundene, freie Richtung, die unserer Theologie so gewaltigen Aufschwung gegeben hat, in der recht eigentlich die vorwärtsdrängenden, neue Ziele steckenden Kräfte unserer Wissenschaft ruhen, an unseren Universitäten ihre ausreichende und gebührende Vertretung haben.

Wie steht es nun in bezug auf den Einfluß dieser sogenannten modernen Theologie an unseren deutschen theologischen Fakultäten? Von den neun preußischen Universitäten, die ev.-theol. Fakultäten haben, entspricht der eben aufgestellten Forderung jedenfalls am wenigsten Greifswald. Wenn man die Namen der dort Dozierenden durchgeht, so findet man nicht einen einzigen Vertreter moderner Anschauungen. Greifswald hat eine rein orthodoxe Fakultät. An den übrigen 8 Fakultäten haben wir eine Mischung teils mehr

konservativ gesinnter, wie andererseits moderner Forscher. Die Mischungsverhältnisse sind im einzelnen sehr verschieden. Die frei gerichtete Theologie tritt stark zurück in Halle, das sich mehr und mehr zu einer neuen Hochburg der Orthodoxie zu entwickeln scheint. Sehr wenig günstig liegen die Verhältnisse für den, der in die liberale Theologie eingeführt werden möchte, in Breslau und Königsberg. Vertreter der neueren Forschung sind in genügender Zahl in Berlin, Kiel und Bonn vorhanden. Am günstigsten liegen in dieser Hinsicht die Dinge in Göttingen (zumal wenn man aus der philosophischen Fakultät Wellhausen mit hinzunimmt) und vor allem in Marburg. An dieser Universität, an der doch auch Vertreter anderer Anschauungen nicht fehlen, kann man jedenfalls von allen preußischen Universitäten am besten in die Arbeit der neueren historisch-kritischen Forschung eingeführt werden.

Von den acht außerpreußischen theologischen Fakultäten entspricht der Rolle, die in Preußen Greifswald spielt, das mecklenburgische Rostock. Hier kann man von dem, was wir moderne Theologie nennen, nichts erfahren. Die Fakultät ist ganz orthodox. Dasselbe gilt von der bayrischen Universität Erlangen, nur mit dem Unterschiede, daß in dieser theologischen Fakultät die hervorragendsten Vertreter der kirchlich-konservativen Richtung zu finden sind, die in ihrer Eigenschaft als Gelehrte weitgehendste Anerkennung erfahren. Fakultäten wesentlich vermittelnden Charakters treten uns in Leipzig und in Tübingen entgegen. Heidelberg und Straßburg gehören überwiegend der modernen Theologie. In Jena und Gießen herrscht letztere ausschließlich.

Ueberdenkt man diese kurze Uebersicht, so liegen die Verhältnisse für den, der unsere Anschauungen kennen lernen will, in Preußen am ungünstigsten. Der reinorthodoxen Fakultät Greifswald entspricht keine rein liberale. Prüft man die Mischungsverhältnisse im einzelnen der Zahl nach, so ist nur Marburg ausgesprochen günstig für uns, Berlin leidlich, Breslau, Halle, Kiel, Königsberg und Bonn in verschiedenen Abstufungen ungünstig. In Göttingen halten sich beide Richtungen die Wage. Bedeutend erfreulicher liegen die Dinge an den außerpreußischen Universitäten. Den rein orthodoxen Fakultäten Rostock und Erlangen entsprechen die rein liberalen Jena und Gießen. Den beiden Vermittlungsfakultäten Leipzig und Tübingen mit ihrem überwiegenden Zug nach rechts entsprechen die beiden Fakultäten Heidelberg und Straßburg mit ihrer überwiegend liberalen Zusammensetzung. Hier kann man wirklich von einer gerechten Verteilung sprechen. — Wir fordern durchaus nicht, daß unsere jungen Theologen nur an liberalen Fakultäten studieren. Es schadet gar nichts, ja, es ist heilsam und notwendig, daß sie die entgegengesetzten Anschauungen in ihrer Begründung kennen lernen. Aber undenkbar ist es freilich für uns, daß jemand, der die Theologie wirklich kennen lernen will, der seine Wissenschaft nicht nur als milchende Kuh ansieht, an einer Universität studiert, die ihm womöglich während seines ganzen Studiums von den neuen Bewegungen in unserer Forschung keinen Eindruck gibt. Nur der, der schon während seines Studiums in das Leben der theologischen Wissenschaft nach den verschiedenen Seiten hin einen wirklichen Einblick getan hat, wird später, sei es als praktischer, sei es als wissenschaftlicher Theologe, den Anforderungen seiner Zeit genügen.

Versammlungskalender.

21.—23. Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Straßburg
21.—24. „	Gnadauer Pfingstkonferenz Schönebeck
23.—24. „	Deutscher Protestantentag Wiesbaden
24. „	Freunde der Christlichen Welt Straßburg
3.—8. Juli	Evangelische Allianz London
16.—20. September	Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein in Osnabrück
22.—27. „	Kongreß religiös Liberaler Boston
23.—25. „	Gustav-Adolf-Verein in Jena
23.—26. „	Kongreß für Innere Mission Essen
1.—3. Oktober	Evangelischer Bund Worms
9.—11. „	Freunde der Christlichen Welt Marburg.

Neue Erscheinungen!

Becker, Prof., Dr. Christentum und Islam. 56 S. 50 Pf., kart. . . . —,75

Gurlitt, Prof., Dr. Mein Kampf um die Wahrheit 1,20

Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. 581 S. 1,—, geb. 1,50

Hilty, Prof. Kranke Seelen. 92 S. . 1,20

Newest, Th. Erdendämmerung. Vergangene und künftige Katastrophen . . 2,50

Pauli, Dr., W. Brahms . . 1,50, geb. 2,—

Richter, Raoul. Einführung in die Philosophie. 6 Vorträge . 1,—, geb. 1,25

Sulze, Dr., D. Katechismuspredigten. 1,20, geb. 1,80

Völter, Prof., Dr. Aegypten und die Bibel. 3. neubearbeitete Auflage. 125 S. . 2,50

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin.

Die Entstehung der Preuß. Landeskirche

unter

der Regierung König Friedrich Wilhelms des Dritten

nach den Quellen erzählt

von

Erich Foerster.

Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus.

In zwei Bänden.

Zweiter Band: 8. **1907.** M. 10,40, gebunden M. 12,—
(**Erster Band:** 8. 1905. M. 7,60, geb. M. 9,—)

Zu beziehen durch die

Schöneberg-Berlin. **Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.**

Soeben ist erschienen:

Kindergesangbuch.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.

Im Auftrage herausgegeben von

Alfred Fischer, Pfarrer in Berlin.

Enthaltend **126 Choräle.**

Kl. 8°, kartoniert **40** Pf. Von **50** Exemplaren an **30** Pf.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Deutscher Protestanten-Verein

Bureau: Berlin W., Steglitzer Straße 68.

P. P.

Wir überreichen eine Einladung und Tagesordnung des XXIII. Deutschen Protestantentages in Wiesbaden und erbitten für die Verhandlungen Ihren Besuch. Die Orthodoxie hat ihre Reihen geschlossen und will den freigesinnten Protestanten ihr gutes Heimatsrecht in der Kirche verkümmern. Angesichts der Gefahr, die damit dem kirchlichen und religiösen Lebens unseres Volkes droht, aus dem immer weitere Kreise dem kirchlichen Leben entfremdet werden, radikalen und materialistischen Bewegungen oder der religiössittlichen Gleichgiltigkeit verfallen, sollen alle freigesinnten deutschen Protestanten zu ernster Arbeit für das Wohl unseres Volkes herzlich willkommen sein.

Der Vorstand.
Karl Schrader.

Einladung

zum

XXIII. Deutschen Protestantentag.

Wiesbaden, 22. bis 24. Mai 1907.

Der Deutsche Protestantenverein darf für seine diesjährigen Verhandlungen das ganz besondere Interesse der Oeffentlichkeit erwarten und in Anspruch nehmen.

Unter dem Einfluß einer hierarchischen und bureaukratischen Orthodoxie, welche die meisten deutschen Kirchenregierungen beherrscht, gestaltet sich die Lage der evangelischen Kirche zu einer **Notlage**, welche mehr als je die **befreiende** und **versöhnende** Arbeit des Deutschen Protestantenvereins erfordert.

Je rascher die **innere Auflösung** sich vollzieht, in welcher die Orthodoxie unter dem unwiderstehlichen Einfluß der heutigen **wissenschaftlichen** Theologie sich befindet, um so mehr sucht sie durch herrische, unduldsame Forderungen ihre innerlich unhaltbar gewordene Stellung **nach außen hin** zu befestigen.

Der Fall **César** hat gezeigt, daß man entschlossen ist, das starre Dogma zu einem Joch für die Prediger und Gemeinden zu machen. Alle **religiöse** Wärme und Tiefe, alle **seelsorgerliche** Tüchtigkeit sollen nicht zu einem Predigtamt in der preußischen Landeskirche befähigen, wenn die **Rechtgläubigkeit** nach der Meinung der Kirchenbehörde Lücken aufweist. Die preußischen Prediger, welche sich durch die Pflicht und Wahrhaftigkeit genötigt fühlten, sich auf die Seite Césars zu stellen, sind vom Evangelischen Oberkirchenrat öffentlich verdächtigt und beleidigt worden.

Die evangelische Kirche ist in Gefahr, ihre Mission als **Volks- und Gemeinde-Kirche** zu verlieren. Die Orthodoxie gebärdet sich als in der Kirche allein berechtigt. Die weitesten Kreise unseres Volkes haben zu befürchten, daß sie bald auf die **Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses** in der evangelischen Landeskirche werden verzichten müssen. Die **Schule** ist unter der Herrschaft der orthodoxen Kirche in der Erfüllung ihrer großen Aufgabe an unserem Volksleben schwer gehemmt. Die Möglichkeit, die **soziale Bewegung** mit den Kräften des evangelischen Glaubens zu durchdringen, wird immer geringer. Die heiligen Güter der Reformation, auf welchen die Zukunft des deutschen Volkes beruht, werden verloren gehen, wenn die evangelische Kirche zur engherzigen Sekte herabsinkt.

Doch fehlt es nicht an erfreulichen Zeichen, daß das religiöse Interesse wieder erwacht. Aber es kommt darauf an, daß das **religiöse** Interesse sich betätige in der Arbeit an der Reform der **Kirche**.

Die Zeit ist schwer; sie **fordert** unsere Arbeit. Ebenso aber ist sie auch unserer Arbeit **günstig**.

Wir bitten alle evangelischen Männer und Frauen herzlich um ihre Mitarbeit.

Beitrittserklärungen und Anfragen an das Bureau, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 68.

Der Vorsitzende des Deutschen Protestantenvereins.
Karl Schrader, Berlin,
M. d. R.

Der Vorsitzende des Wiesbadener Zweigvereins.
Dr. Th. Wilh. Fresenius, Wiesbaden,
Professor.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Tagesordnung.

Mittwoch, 22. Mai:

Vorm. $9^1/_2$ Uhr: Sitzung des ständigen Ausschusses.

Vorm. 11 Uhr: **Generalversammlung.**

Die kirchenpolitische Lage in Deutschland und die nächsten Aufgaben des kirchlichen Liberalismus. Berichterstatter: Pfarrer Alfred Fischer-Berlin.

Nachm. $5^1/_2$ Uhr: **Festgottesdienst in der Ringkirche.**

Predigt: Pfarrer Jatho-Köln.

Abends 8 Uhr: **Volksabend** mit besonderem Programm im Kaisersaal, Dolzheimerstr. 15.

Donnerstag, 23. Mai:

Vorm. $9^1/_2$ Uhr: **I. öffentliche Hauptversammlung.**

Gegenstand:

Das Interesse der Familie am Religionsunterricht in der Schule.

1. Berichterstatter: Pastor R. Emde-Bremen, Herausgeber des Protestantenblattes.
2. Berichterstatter: Schulrat H. Scherer-Büdingen (Oberhessen).

Nachm. 3 Uhr: I. Sektion. Zur Kirchenverfassung und Kirchenpolitik.

Gegenstand:

Gemeinderechte und Kirchenregiment. Forderungen zur Reform der Kirchenverfassungen.

Berichterstatter: Magistratsassessor Fritz Bertholdt-Berlin.

Nachm. $5^1/_2$ Uhr: III. Sektion. Kirche und Volksleben.

Gegenstand:

Protestantisches Christentum und christliche Gewerkschaften.

Berichterstatter: Pfarrer lic. Traub-Dortmund.

Abends Spaziergang auf den Neroberg und geselliges Beisammensein daselbst.

Freitag, 24. Mai:

Vorm. $9^1/_2$ Uhr: **II. öffentliche Hauptversammlung.**

Gegenstand:

Volkskirche und Bekenntniskirche.

Berichterstatter: Direktor Dr. Ferd. Jac. Schmidt-Berlin.

Nachm. 3 Uhr: **Festmahl.** (Angabe des Ortes auf der Tischkarte.)

Sonnabend, 25. Mai:

Ausflug nach Rüdesheim und dem Niederwalddenkmal.

Bei allen Veranstaltungen ist die Teilnahme der Damen erwünscht.

Der Eintritt zu allen Versammlungen ist kostenfrei!

Wenden!

Die Verhandlungen finden statt im Hause **Wartburg**, Schwalbacherstr. 35.

Ein Empfangsbureau befindet sich Dienstag nachmittag von 2 Uhr an und Mittwoch im Hotel **Reichspost**, Nikolasstr. 16, nahe Bahnhof. Am Donnerstag und Freitag im Hause **Wartburg**, Schwalbacherstraße 35. Im Bureau werden Wohnungen nachgewiesen, Drucksachen ausgegeben, Auskunft erteilt und die Tischkarten für das Festmahl verkauft.

Wegen des zu dieser Zeit sehr starken Fremdenbesuchs empfiehlt sich dringend, Wohnungen vorauszubestellen. Anmeldungen von Wohnungen, wenn irgend möglich mit Angabe des Ankunftstages und der voraussichtlichen Dauer des Aufenthaltes, sowie Wünschen über die Höhe des Preises sind zu richten an Herrn Bankier Becker (i. F. Martin Wiener), Taunusstraße 9, Wiesbaden.

Für Mitglieder des Protestantenvereins und angeschlossener Vereine steht eine beschränkte Zahl von Freiquartieren zur Verfügung. Anmeldungen hierfür sind gleichfalls an Herrn Bankier Becker zu richten.

Alle anderen Anfragen und Korrespondenzen sind an den Präsidenten des Deutschen Protestantenvereins Reichstagsabgeordneten Karl Schrader, Berlin W., Steglitzerstr. 68, zu richten.

Eine Laienstimme.

„So dankbar wir Laien dem liberalen Geistlichen für ihre mutvolle Führerschaft in der gegenwärtigen Bewegung der evangelischen Kirche sind, so ist es doch auch notwendig, daß die Laien hier und da zu Worte kommen, um die Gedanken und Stimmungen in den Gemeinden zum Ausdruck zu bringen. Das Zurückstehen des Laienelements in der geistigen Führerschaft der Bewegung ist völlig ungerechtfertigt, denn es handelt sich hier nicht um eine Polemik, einen Streit der Theologen, sondern wir stehen vor der Notwendigkeit, einer neuen geistigen Richtung in unserer Volkskirche zur Anerkenntnis zu verhelfen. Die Tätigkeit der Laien-Vereine soll anerkannt werden. Aber wenn das mutvolle Vorgehen der 147 liberalen Geistlichen freudige Zustimmung auf der ganzen Linie gefunden hat, was ist mit dieser freudigen Zustimmung erreicht? Was ist mit den Erklärungen einzelner Presbyterien oder Versammlungen erreicht? Die liberale Christenheit muß handeln, sonst wird sie sich nie vom Bekenntniszwang befreien."

E. Reiß, im „Protestantenblatt" Nr. 16.

Emil Dreyer's Buchdruckerei, Berlin SW.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.